

## S

## Satz, der erste

Lars Erik Zeige

Erste Sätze wecken Erwartungen, erste Sätze setzen den Ton. Sie binden den Lesenden an den Schreiber. Sie sorgen für Aufmerksamkeit und Neugier. Man kann erste Sätze nach deren Schönheit bewerten, wie bei dem 2007 von der ‚Initiative Deutsche Sprache‘ und der ‚Stiftung Lesen‘ veranstalteten Wettbewerb ‚Der schönste erste Satz‘: Es gewann „Ilsebill salzte nach.“ aus ‚Der Butt‘ von Günter Grass. Man kann erste Sätze aber auch als besondere syntaktische Strukturen verstehen, zumal in einer Festschrift für eine Kollegin, in deren sprachwissenschaftlichem Interesse die Syntax eine zentrale Stellung einnimmt. Noch Schleicher waren syntaktische Strukturen verdächtig. In ‚Die Sprachen Europas‘ heißt es:

Das nämlich in der Sprache, was aus dem natürlichen Wesen des Menschen seinen Ursprung nimmt und dem Einflusse des Willens völlig entzogen ist, ist die Formenlehre, sie fällt ganz der Linguistik anheim; die schon mehr vom Denken und Wollen des Einzelnen abhängige Syntax neigt mehr auf die Seite der Philologie. Letzterer gehört ganz an der Stil, die von der freien Willensbestimmung des Einzelnen abhängige Schreibweise. (Schleicher 1850: 3f.)

Syntaktische Strukturen seien, weil der Mensch auf sie bewussten Einfluss nimmt, indem er die Worte nach seinem Willen zum Ausdruck der inneren Zustände zusammenfügt, ein unzuverlässiger Zugang zur Sprache. Man kann dieses Diktum umkehren und sagen: Wenn syntaktische Strukturen dem Willen des Sprachverwenders entspringen, können wir sie als tiefsten Ausdruck der Persönlichkeit lesen und über sie einen Zugang zum Menschen erlangen. Aus der Syntax der ersten Sätze ihrer wissenschaftlichen Arbeiten ließen sich also Wesen und Stil der Wissenschaftlerin Karin Donhauser erschließen.

Dazu wurde am Institut für Deutsche Sprache und Linguistik neben dem auf die Mündlichkeit ausgerichteten DoNHAuser-Korpus (‚Dokumentation Nicht-Hochsprachlicher Ausdrücke Einzigartiger Regionalismen‘; s. der Beitrag von Coniglio & Linde in diesem Band) ein ebenfalls von der Oberpfälzischen Forschungsgemeinschaft finanziertes und zeitweise von der Mittelfränkischen Friedrich-Alexander-Reisestiftung sowie der Deutschen Bahn kofinanziertes Ergänzungskorpus DonIP (‚DonhauserInPrincipio‘) erstellt. Zum Teil unter Aufbietung archäologischer Fertigkeiten wurden in ihm die ersten Sätze aller deutschsprachigen Monografien und akademischen Beiträge der Wissenschaftlerin Karin

Donhauser versammelt. Die Gesamttokenzahl des Korpus konnte bisher nicht verlässlich bestimmt werden, weil der damit betraute Rechner in einer Aktualisierungsschleife festhing und letztlich in Flammen aufging.

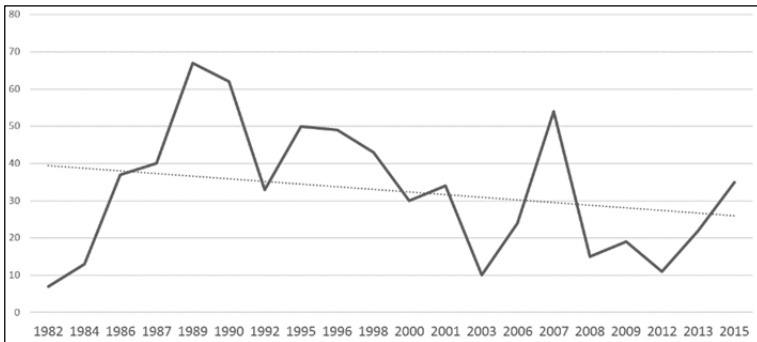
Die Annotation umfasst Satzlänge, Verbstellung, Vorfeldkonstituenten (nach syntaktischer Form und Satzgliedfunktion), Vorfeldkonstituentenlänge und Vollverb. Sie werden im Folgenden einzeln besprochen. Das Annotationshandbuch kann in den Regalteilen GC1125–GC8199 der Zweigbibliothek Germanistik eingesehen werden. Die TEI-Konformitätserklärung findet sich auf der letzten Seite. Das Korpus wurde ausschließlich mit Energie aus regenerierbaren Quellen hergestellt (Kaffee). Für dieses Korpus wurden keine Tiere gequält oder ihrer Art unentsprechend behandelt.

Das traditionellste Maß, Inhalt und Form auf Satzebene zueinander in Beziehung zu setzen, ist die Satzlänge, erfasst in ‚Wörtern‘. Auch wenn sich jeder Syntaktikerin und jedem Syntaktiker des 21. Jahrhunderts bei diesem Gedanken nervöse Zuckungen der Augenlider einstellen, sei auf die umfängliche, im 19. Jahrhundert im Kontext der Stilometrie entstandene und heute in der quantitativen Linguistik fortgeführte Forschungstradition hierzu verwiesen (einen Überblick gibt Best 2005). Für das Korpus der ersten Sätze wird die Satzlänge, wie üblich, nach der orthografischen Form bestimmt. Was ein Satz ist, bestimmt die Interpunktion, was ein Wort ist, bestimmen die Spatien. Es gelten die Schreibungen des Texts. Semantische Aspekte bleiben unbeachtet, zum Beispiel *Referenzkorpus Altdeutsch* zählt als zwei Token, während *DDD-Initiative* als eines zählt. Abkürzungen, gegenderte Schreibungen und Referenzen werden aufgelöst, Fußnoten werden nicht mitgezählt (*u. a. = unter anderem* = 2; *Sprecher/innen = Sprecherinnen und Sprecher* = 3; *Paul (1880)* = 2; *Paul!* (mit Fußnote) = 1; *Lüdeling/Poschenrieder/Faulstich 2008* = 4).

Der Donhausersche erste Satz umfasst im Schnitt 35,57692308 Wörter, der kürzeste ist sieben (1), der längste 76 Wörter lang (2).

- (1) Es gibt aber auch ein überflüssiges *und*. (1982)
- (2) Sieht man einmal ab von den allgemeineren Traditionen sprachwissenschaftlichen und grammatischen Denkens, die zum Teil bis in die Antike zurückreichen und für alle einzelsprachlichen Linguistiken in gleichem Maße von Bedeutung sind, so leitet sich die deutsche Sprachwissenschaft im speziellen (wie auch das Gesamtfach Germanistik) in erster Linie ab von den Philologen des 19. Jahrhunderts wie den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, die vor allen anderen als Begründer einer im eigentlichen Sinne wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Deutschen gelten. (1989a)

## Satz, der erste



Tab. 1: Jahresmittel der Satzlänge im Verlauf.

Aus der einschlägigen Literatur – Braun (1993: 104ff.) fasst einige Studien zur Satzlänge zusammen – können wir nur Zahlen zur mittleren Satzlänge ganzer Texte vergleichen. So beträgt die mittlere Satzlänge der Bild-Zeitung 11,7, der WAZ 18,2, der FAZ zwischen 16 und 24, des Spiegel 20,4 und der ZEIT 24,2 Wörter; auch Goethe, Schiller, Herder und Lessing liegen in diesem Bereich. Daraus ist abzulesen, dass sowohl die aus der relativen Kürze der journalistischen Texte erschießbare Effekthascherei als auch das der klassischen Literatur eigene Stürmen und Drängen nicht dem Wesen der Donhauserschen Wissenschaft entsprechen. In der Forschungsliteratur zählen Sätze ab 20 Wörtern als ‚lange Sätze‘; 73,08 Prozent der Donhauserschen ersten Sätze fallen in diese Kategorie. Zum Vergleich: Bild 13, WAZ 34,6, FAZ 46,3, Goethe 67,9, Schiller 68,1, Herder 59,2, Lessing 54,4 Prozent. Einigkeit besteht in der Literatur, dass lange Sätze als Stilmittel zu werten sind. Der geringe Anteil langer Sätze in journalistischen Texten erklärt sich daraus, dass hier die gründliche Recherche gern durch das Plakative ersetzt wird. Der hohe Anteil langer Sätze in Texten des Sturm und Drangs hingegen – ausgerechnet Goethe und Schiller kommen dem Donhauserschen Anteil langer Sätze am nächsten – kann auf das Bestreben zurückgeführt werden, das verlässlich rationale Urteil durch das schwelgend subjektive Fühlen zu ersetzen. Die Donhausersche Länge hingegen erklärt sich aus gründlicher Recherche und der rationalen Darstellung komplexer Zusammenhänge. Der kürzeste erste Satz steht ganz am Anfang der Publikationsgeschichte. Der längste findet sich im Jahr 1989, gleichzeitig das Jahr mit den meisten Publikationen, sowie drei der fünf längsten ersten Sätze des Korpus (alle über 60 Wörter; die beiden übrigen folgen 1990 und 1995). Versuche, die Entwicklung der Satzlänge mit der Quersumme der Jahreszahlen zu korrelieren, brachten kein Ergebnis. Wahrscheinlicher ist eine Korrelation mit

den akademischen Qualifikationsstufen: Der Donhausersche Stil ist in der Promotionsphase noch im Entstehen begriffen, reizt um die Habilitation herum die stilistischen Möglichkeiten maximal aus und findet nach der Berufung sein funktionales Optimum. Die Sonderstellung der Jahre 2003 (10) und 2012 (11) ist aus den Antragsphasen I und III des SFB 632 erklärbar: Der pragmatisch-schmucklose Stil der Antragstexte scheint hier in die akademischen Publikationen überzuschwappen, wie Beispiel (3) deutlich macht:

- (3) Verbale Kategorien kann man grundsätzlich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen: 1. [...] 2. [...]. (2003)

Im Trend nimmt die Satzlänge leicht ab, womit die Sprachverwenderin der für die Schriftlichkeit der Gegenwartssprache postulierten Entwicklung entspricht. In der Gesamtschau bildet Tabelle 1 in synästhetisch hervorragender Weise ein oberpfälzisches Bergpanorama ab, worin die weitgereiste Sprachwissenschaftlerin die Verbundenheit mit ihrer Heimat ausdrückt (vgl. aber Gottsched 1750, „Gehab dich also wohl. Du rauhes Pfälzerland!“).

Als Nächstes betrachten wir die Verbstellung und das Vorfeld der ersten Sätze des Korpus. Das Verbstellungsmerkmal ‚V2‘ und die Bestimmung der syntaktischen Konstituenten des ‚Vorfelds‘ sind in üblicher Weise interdependent, da sie von der Position des finiten Verbs in der linken Satzklammer des Matrixsatzes ausgehen. Eine mögliche syntaktische Binnenstrukturierung des Vorfelds wurde nicht annotiert, ein ‚V3‘ oder eine Verdoppelung des Vorfelds wurde für die Annotation nicht angenommen, die entsprechende Diskussion wird jedoch an späterer Stelle aufgegriffen.

Unter dem Aspekt der Verbstellung zeigt sich eine an Kompromisslosigkeit grenzende Stringenz der Wissenschaftlerin, die ausnahmslos Verbzweitstrukturen produziert hat. V2 ist die Domäne der Aussage, die Satzmodi der Verberstellung sind ausgeschaltet. Man erkennt, dass der Einstieg in ein Thema nach Form und Inhalt keinen Raum für Fragen lassen soll, denn Fragen müssen von Dritten beantwortet werden. In gleicher Weise werden keine Forderungen erhoben, Bitten gestellt oder Befehle erteilt, die immer das Risiko der Nicht-Erfüllung mit sich bringen. Auch verzweifelt ins Unbestimmte gerichtete Wünsche (*Käme doch... / Hätte nur...*) kommen nicht vor. Es ist zu erkennen, dass hier die begründeten Beiträge einer eigenverantwortlichen und selbstbewussten Forscherin in eine Forschungstradition eingeordnet werden.

In Verbzweitstrukturen ist die Vorfeldposition besonders hervorgehoben. Die Ausnahmslosigkeit der V2-Sätze im Korpus unterstreicht die Wichtigkeit des Vorfelds noch. Die Vorfeldkonstituente des Donhauser-

schen ersten Satzes ist im Mittel 9,461538462 Wörter lang, mit Vorkommen zwischen einem und 35 Wörtern. Die häufigste Vorfeldlänge ist acht Wörter, gefolgt von zwei und drei Wörtern. Als geübte Wanderin in der oberpfälzischen Landschaft ist die Verfasserin den Reiz verschieden langer Aufstiege zu den eigentlichen Punkten des Aus- und Durchblicks gewöhnt und setzt dieses Prinzip auch in der Struktur ihrer ersten Sätze um. Große Vorfeldkonstituenten können durch subordinative oder koordinative Erweiterung erklärt werden. Wir schließen uns hier jedoch der Meinung der IDS-Grammatik (IDS 1591) an: „Dies ist trivial und topologisch uninteressant [...]“. Kommen wir daher lieber zur syntaktischen Form und Satzgliedfunktion der Vorfeldkonstituenten.

Im Gegenwartsdeutschen finden sich im Vorfeld von Deklarativsätzen am häufigsten Subjekte, am zweithäufigsten Satzadverbiale (IDS 1642f.). Auch im Korpus bilden Subjekte die häufigste Vorfeldkonstituente (50,0 Prozent), gefolgt von Adverbialen (34,62) und direkten Objekten (7,69). Wir können zunächst festhalten, dass sich die ersten Sätze des Korpus damit nicht vom durchschnittlichen Aussagesatz des Deutschen unterscheiden. Der Stil der Donhauserschen Wissenschaft liegt also nicht in einer grundsätzlichen Differenz zu etablierten Strukturen.

Nach der syntaktischen Form bilden DPs die Mehrzahl der Vorfeldkonstituenten (65,38 Prozent), CPs machen 19,23 und PPs 15,38 Prozent aus. Bei den DPs handelt es sich mehrheitlich um Subjekte (76,47 Prozent), gefolgt von direkten Objekten (11,76 Prozent). Marginal kommen das formale Subjekt von Existenzialkonstruktionen (*es gibt*) und Prädikativkorrelate vor. Insgesamt steht damit das Ding, der eigentliche Inhalt der Forschung im Vordergrund, nicht die Handlungen und Begleitumstände. Wenn CPs und PPs im Vorfeld der ersten Sätze auftreten, fungieren sie ausnahmslos als Adverbiale. Von den Adverbialen insgesamt sind konditional 55,56 Prozent, modal 33,33 Prozent und temporal 11,11 Prozent. Satzadverbiale sind Thema-bezogen und fungieren als situative Rahmensezung. Das völlige Fehlen lokaler und das nur begrenzte Vorkommen temporaler Adverbiale zeigt die nicht an Ort und Zeit gebundene, generelle Gültigkeit Donhauserscher Erkenntnisse. Die starke Position konditionaler und modaler Adverbiale hingegen betont den abwägenden Charakter der Forschungspositionen.

Die Konstituententypen im Vorfeld sind nicht gleichmäßig über die Publikationsjahre verteilt. Zur auffälligsten Verdichtung kommt es im Zeitraum 1987 bis 1998. Hier bestimmen Adverbiale das Bild, darunter vor allem konditionale CPs in einer sehr spezifischen Vorfeldstruktur, wie in (4 und 5):

- (4) Folgt man den Überlegungen von S. Wichter, so handelt es sich beim Imperativ im Deutschen um [...]. (1987)
- (5) Folgt man der Darstellung in den gängigen sprachhistorischen Grammatiken, dann entwickelt sich das Deutsche [...]. (1995)

Betrachten wir dazu Struktur und Funktion der Bestandteile im Vorfeld. Der Verberstsatz, stünde er ohne *so/dann*, kann zweifellos als kontextspezifizierendes Satzadverbial verstanden werden. Diese verfügen über eine komplexe propositionale Struktur und werden daher typischerweise durch Nebensätze realisiert, wobei in der Vorfeldposition generell die Variation zwischen *wenn*-Konditionalsatz und Verberstsatz möglich ist (IDS 1126 u. 2289). Interessanter ist die Einordnung von *so* und *dann*. Deren Austauschbarkeit zeigt, dass sie nicht in ihrer Grundbedeutung als modales ‚auf diese Weise‘, respektive temporales ‚dann‘ verwendet werden. Vielmehr trägt die Konstruktion *wenn-so/dann* als Ganzes eine konditionale Bedeutung und ist als Korrelatverbindung zwischen dem Konditionalsatz und semantisch schwachem *dann*, respektive semantisch völlig unspezifischem *so*, als Korrelat anzusehen. Da das Korrelat das Vorfeld des Matrixsatzes besetzt, muss dem Konditionalsatz eine vorausgehende Position zugewiesen werden, die als ‚Außenfeld‘ (IDS 1492) o. Ä. bezeichnet wird. Korrelatstrukturen vom Typ *wenn-so/dann* sind deshalb ein stark markiertes Stellungsmuster. Ihre Markiertheit wird noch verstärkt, wenn sie durch uneingeleitete Konditionalsätze gebildet werden. Dass die über Korrelatstrukturen geführte Texteröffnung im Korpus sogar ausnahmslos mit Hilfe von V1 realisiert wird, kann zwanglos aus Karin Donhausers Vertrautheit mit dem Althochdeutschen erklärt werden, für das V1 die typische Strategie der Texteröffnung darstellt (vgl. Behaghel 1932: 28). Die Verfasserin greift damit bereits in dieser frühen Phase (1987–1998) inhaltliche Schwerpunkte der späteren Arbeit im Teilprojekt B4 des SFB 632 auf (vgl. Donhauser & Petrova 2009 zur Verbstellung in Hauptsätzen, denen ein Adverbialsatz vorausgeht, sowie u. a. Petrova 2006, 2011; Linde 2009; Hinterhölzl & Petrova 2011). Warum aber verwendet sie solch hochmarkierte Strukturen überhaupt?

Vor allem unter informationsstruktureller Perspektive stellen erste Sätze eine Herausforderung dar, bilden sie und insbesondere ihr Vorfeld doch gewissermaßen das ‚Vorfeld‘ ganzer Texte. Satzvorfelder dienen der Einführung, Fortführung und Entwicklung des Themas. Sie setzen eingeführte Elemente voraus und sind daher besonders affin für anaphorische und deiktische Ausdrücke. Nur, dem ersten Satz geht nichts voraus, zumindest keine syntaktische Form. Erste Sätze können daher diskurspragmatisch nicht sinnvoll in Thema/Rhema gegliedert werden und müssen thetisch gelesen werden (Sasse 1987; Lambrecht 1994: 137f.).

Thetische Sätze informieren über eine ungeteilte Situation und ihre Hauptaufgabe besteht darin, Diskurselemente zur weiteren textuellen Behandlung aufzurufen und durch geeignete Rahmensetzer einzuordnen. Hier bringt die Verfasserin die konditionalen Satzadverbale zum Einsatz. Diese können konditional-hypothetisch oder faktisch verwendet werden (IDS 2281ff.). Die hypothetische Verwendung erscheint für den ersten Satz eines wissenschaftlichen Artikels wenig plausibel. Zu offensichtlich ist, dass das im Verberstsatz ausgedrückte Konditionale im Wissen der Schreiberin bereits verwirklicht ist und der folgenden Darstellung auch zeitlich vorausgegangen sein muss. Es ist also von faktischer Verwendung auszugehen. Nun beruht aber die Faktizität der Proposition eines Konditionalsatzes auf pragmatischen Implikaturen; sie wird vom Leser aus dem durch den Konditionalsatz selbst aktivierten Vorwissen erschlossen (Fabricius-Hansen & Sæbø 1983). Ganz automatisch bindet der erste Satz auf diese Weise den Beitrag (und damit dessen Verfasserin) und den Leser in ein größeres Diskursgeschehen ein. Mitunter ist das von der Verfasserin als bekannt vorausgesetzte Vorwissen recht umfänglich. Auch die Größe der Konstituente (32 Wörter) steht dem dann in nichts nach:

- (6) [Sieht man einmal ab von den allgemeineren Traditionen sprachwissenschaftlichen und grammatischen Denkens, die zum Teil bis in die Antike zurückreichen und für alle einzelsprachlichen Linguistiken in gleichem Maße von Bedeutung sind,] [so] leitet sich die deutsche Sprachwissenschaft [...]. (1989a)

Von der rein faktischen Darstellung eines Sachverhalts lappt diese Art der Verwendung durch die hervorgehobene Position des Konditionals im Vorfeld letztlich in den Bereich des sog. ‚modus-kommentierenden‘ Gebrauchs von Konditionalsätzen, bei dem das Konsequens aus Sicht der Verfasserin ohnehin gilt, ganz unabhängig davon, ob das Antezedens der Fall ist (IDS 2290). Für den akademischen Stil der Wissenschaftlerin Karin Donhauser ist in dieser hochmarkierten Struktur zum einen zu erkennen, dass hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit von Strukturen und an die Breite des verfügbaren Wissens gestellt werden. Zum anderen sind diese großen, aufwändigen, hochmarkierten Strukturen gleichzeitig auch immer hochproduktive Strukturen, die in besonderer Weise geeignet sind, wissenschaftliche Inhalte zu erschließen und die Beteiligten einzubinden. Diese in den Korpusdaten für den Zeitraum 1987–1998 besonders auffällige Handschrift lässt sich bis heute in den Projekten beobachten. Aber auch Inhaber einer Struktur-Stelle (die wohl nicht umsonst so heißt) profitieren davon.

Wenden wir uns nun noch einmal dem Matrixsatz selbst zu. Die beliebtesten Vollverben der Matrixsätze sind *sein*, *zählen zu* sowie gleichrangig *es gibt* und *sich handeln um*. Unter den übrigen, je nur einmal vorkommenden Vollverben findet sich vor allem eine Gruppe von Verben, die zur Bezeichnung diskursiver Praktiken in der Wissenschaft dienen: etw. wird *betrachtet*, *diskutiert*, *geprägt*, *untersucht*, von etw. *abgeleitet*. Zum einen fällt die starke Stellung des Kopulaverbs und kopulaähnlich verwendeter Verben auf. Im Zentrum der Donhauserschen Wissenschaft stehen offensichtlich grundsätzliche Fragen. Zum anderen lässt die Gruppe der diskursiven Verben die aktive Verhandlung sprachwissenschaftlicher Wissensbestände erkennen.

In Sätzen mit *sein* wird ein Prädikativ an ein Subjekt gebunden. Aber auch bei *zählen zu*, *gehören zu* und *betrachten als* liegt prädikative Verwendung vor. Die Verben selbst haben hier kaum Satzbedeutung und denotieren vor allem Existenz und Gültigkeit. Die entsprechenden Prädikative schreiben dem Subjekt kategoriale oder individuelle Eigenschaften zu und sind deshalb auf eine Relation mit *sein* zurückführbar:

- (7) Das Wissen um die historische Wandelbarkeit von Sprache zählt zu den früheren Erkenntnissen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache. (2001)
- (8) Das Wissen um die historische Wandelbarkeit von Sprache ist eine frühere Erkenntnis der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache.

Eine Sonderstellung nehmen *sich handeln um* und *es gibt* ein. Sie bilden eine Verbindung mit nicht-austauschbarem *es* und der Status von *es* als Subjekt und des Folgeelements als Prädikativ ist umstritten. Diese Diskussion ist für uns aber nicht relevant, weil *es* nur ein einziges Mal im Vorfeld steht. Donhauser vermeidet es, schwache Elemente zu exponieren und verlässt sich lieber auf starke Subjekte und Rahmensetzer. Insgesamt machen Verben der Gruppe *sein*, *zählen zu*, *gehören zu*, *betrachten als*, *sich handeln um* und *es gibt* gut 50 Prozent der Fälle aus, recht gleichmäßig über den Publikationszeitraum verteilt. Eine spezifische existenzielle Phase kann im Œuvre daher nicht nachgewiesen werden. Die Verbwahl ist auf die informationsstrukturelle Klasse der thetischen Sätze zurückzuführen, die diskurspragmatisch eingliedrige Kontexte einführen („all-focus“) und daher typischerweise Existenzialkonstruktionen enthalten oder als Präsentationssätze erscheinen.

Unter den übrigen Verben ist ein Typ der Reflexivierung häufig, der der Passivbildung funktional nahesteht, zum Beispiel *sich entwickeln*, *sich ableiten*, *sich zurückverwiesen sehen auf*. Besonders auffällig ist hier die Verwendungsweise des Wahrnehmungsverbs *sehen* mit einer dem Acl



parallelen Konstruktion mit Partizip II, die als passivisch und die Verbbedeutung des Partizips als Objektsprädikativ zu interpretieren ist (IDS 1418). Zusätzlich tritt das Indefinitum *man* hinzu (*ich verweise ihn auf etw. / ich verweise mich auf etw. / Man sieht sich auf etw. verwiesen*). In allen diesen Fällen ist der Effekt die Herstellung einer unpersönlichen Struktur. Gleichzeitig aber gibt Reflexivierung, ganz besonders in der formal aufwändigen Gestalt der Acl-Parallelkonstruktion, das Hergestelltsein des Unpersönlichen formal zu erkennen. Es ist daher kein Widerspruch, dass die ersten Sätze des Korpus zu 84,62 Prozent im Aktiv und entsprechend zu 15,38 Prozent im Passiv stehen, der Anteil einer durch den Wechsel des Genus verbi hergestellten Unpersönlichkeit also eigentlich gering ist. Das komplexe Verhältnis von existenziellen Konstruktionen, subjektlosen Ausdrücken und einer nur formal unpersönlichen Struktur lässt das Interesse an persönlichen Relationen überall durchschimmern. Die syntaktischen Strukturen spiegeln so die ambivalente Position der modernen Wissenschaftlerin zwischen einer an unpersönlichen Indizes orientierten Exzellenzwissenschaft und einem am Individuum orientierten Führungsstil verantwortungsvoller Vorgesetzter wider.

Abschließend wenden wir uns dem Thema Negation zu, das in der Themengeschichte der Sprachwissenschaftlerin Karin Donhauser eine besondere Stellung einnimmt. Interessanterweise kommt Negation in den ersten Sätzen von Beiträgen, die von Negation handeln, gar nicht vor. Auch im Ganzen ist Negation im Korpus nahezu irrelevant. Vier Negationselemente verstreuen sich auf eine Satznegation im Nebensatz, zweimal die nur formale Negation als Gradpartikeln (*nicht zuletzt*) und eine mehrgliedrige Konjunktion *nicht nur–sondern auch*. Weiterhin findet sich eine objektsprachliche Verwendung („die Herausbildung des ‚verbalen Negators‘ *nicht*“ (1996)). Zentral auf der Proposition des Matrixsatzes operieren hingegen drei Belege:

- (9) Fakten an sich gibt es nicht oder, genauer gesagt, sie entziehen sich jeder direkten Beobachtung. (2008)
- (10) Verfügbarkeit und Nichtverfügbarkeit sind keine Begrifflichkeiten, derer sich die Linguistik bedient. (2012)
- (11) Das Referenzkorpus Altdeutsch ist kein singuläres, isoliertes Korpus einer einzelnen Sprachstufe des Deutschen, sondern es ist Teil eines viel umfassenderen Korpusunternehmens „Deutsch.Diachron.Digital“ (DDD), das sich zum Ziel gesetzt hat, für das Deutsche ein sprachstufenübergreifendes Referenzkorpus aufzubauen. (2015)

Es gibt somit im Korpus genau einen Fall von Satznegation im Matrixsatz, der jedoch im Zusammenspiel mit der Existenzialkonstruktion *es gibt* eine besonders starke Wirkung entfaltet (9). Weiterhin findet sich zwei-

mal *kein* als Artikelwort einer Prädikativ-DP (8 und 9). Wiederum spielen die sehr grundlegenden Prädikativ- und Existenzialkonstruktionen ihre besondere Funktion aus. Das Kategorische dieser drei Aussagen ist für Donhausers Stil ungewöhnlich. Die Verfasserin setzt es hier nicht nur bewusst ein, um die Wichtigkeit des Ausgesagten hervorzuheben, sondern vor allem um die Unverrückbarkeit bestimmter Grundannahmen unmissverständlich festzuschreiben. So wird sichergestellt, dass die Diskussion nicht hinter einen einmal erreichten Stand zurückfällt. Die Seltenheit solcher Vorkommen ist aber nochmals zu betonen.

Wie gezeigt werden konnte, erklärt sich die stilistische Qualität der Donhauserschen ersten Sätze also nicht aus einer Abweichung von den üblichen Strukturen der deutschen Gegenwartssprache, einem Auffallen um jeden Preis, vielmehr aus einer erfahrenen und zielgerichteten Nutzung etablierter grammatischer Optionen. Klare Aussagen zu den Gegenständen der Forschung stehen dabei im Vordergrund. Die ersten Sätze vermitteln gründliche Recherche und bereiten eine tiefgreifende diskursive Behandlung des Themas vor. Mit einem sicheren Gespür für fesselnde Syntax kommen, wie im Fall der Korrelatstrukturen, auch hochmarkierte Konstruktionen zum Einsatz.

In der Gesamtschau lässt sich eine grobe Periodisierung erkennen: Die Publikationen der Jahre um die Promotion (1982–1986) zeigen eine stilistische ‚Inventions-‘ oder ‚Findungsphase‘. Dem folgt in den Jahren um die Habilitation (1987–1995) eine Periode, in der das in *einem* Satz syntaktisch Mögliche geschickt an die Grenzen des Machbaren geführt wurde. Wir wollen diese Periode die ‚Exhaustivphase‘ nennen. Einsetzend mit der Berufung und verstärkt dann ab der Jahrtausendwende tritt uns der gefestigte Stil der ‚Perseverationsphase‘ entgegen.

Aus den Daten des DonIP-Korpus lässt sich schließlich folgende Projektion errechnen: Der sehr schwache Trend zur Verkürzung der syntaktischen Strukturen wird sich fortsetzen. Da diese Entwicklung jedoch vom hohen Niveau der Exhaustivphase ausgeht, ist deshalb auch auf lange Sicht keine Einsilbigkeit Karin Donhausers zu befürchten.